

# Kinder des Winters

Roman

Bearbeitet von  
Simon Montefiore, Ulrike Wasel, Klaus Timmermann

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 480 S. Paperback  
ISBN 978 3 596 03186 3  
Format (B x L): 12,5 x 18,9 cm  
Gewicht: 352 g

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Simon Montefiore**  
**Kinder des Winters**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Und beim Sprechen dachte er daran, dass er zu einem Rendezvous ging und keine Menschenseele davon wusste und wahrscheinlich auch niemals davon wissen würde. Er führte ein Doppelleben: ein offizielles, allen sichtbares, das alle kannten, die es anging, das erfüllt war von bedingter Wahrheit und bedingter Täuschung, ein Leben, das dem seiner Bekannten und Freunde vollkommen glich, und ein anderes, heimliches. Und infolge einer merkwürdigen, vielleicht zufälligen Verknüpfung der Umstände vollzog sich alles, was für ihn von Wert war, was interessant und notwendig war, worin er aufrichtig dachte und sich selbst nicht betrog, woraus der Kern seines Lebens bestand, im geheimen.

Anton Tschechow, *Die Dame mit dem Hündchen:*  
*Späte Erzählungen 1893–1903*



## PROLOG

*Juni 1945*

Nur wenige Augenblicke nach den Schüssen, als Serafima auf ihre beiden toten Schulfreunde starrt, legt sich bereits etwas flaumig Weißes auf deren zerfetzte Körper. Es sieht aus wie eine Schneeschicht, doch es ist Hochsommer, und sie begreift, dass es Pappelflaum ist. Die Samenfasern schweben, federn und trudeln in immer neuen Formationen durch die Luft wie eine Invasion winziger außerirdischer Raumschiffe. Die Einwohner von Moskau nennen das »Sommerschnee«. An diesem schwülen Abend kann Serafima kaum atmen, kaum etwas sehen.

Später, als sie ihre Aussage zu Protokoll gibt, hätte sie lieber weniger gesehen, weniger gewusst. »Das sind nicht nur irgendwelche toten Jugendlichen«, lallt einer der angetrunkenen Polizisten, die am Ort des Geschehens eintreffen. Als die Beamten die Ausweise der Opfer und ihrer Freunde überprüfen, versuchen sie augenblinzeln, die Gefahr abzuschätzen – und dann leiten sie den Fall, so schnell sie können, weiter. Somit ermittelt nicht die Polizei, sondern die Geheimpolizei, die Organe: »Ist es Mord oder Suizid oder Verschwörung?«, lautet die Frage.

Was sagen? Was verschweigen? Ein Fehler könnte dich den Kopf kosten. Und nicht bloß dich, sondern deine Familie und deine Freunde, jeden, der irgendwie mit dir zu tun hat. Wie eine Gruppe Bergsteiger – wenn einer abstürzt, stürzen alle mit.

Doch für Serafima geht es um noch mehr als um Leben und Tod: Sie ist achtzehn und verliebt. Während sie ihre zwei Freunde anstarrt, die Sekunden zuvor noch am Leben waren, spürt sie, dass das hier erst der Anfang ist, und sie hat recht: Jedes Ereignis in Serafimas Leben wird fortan als »vor den Schüssen« oder »nach den Schüssen« definiert werden.

Beim Anblick ihrer toten Freunde stehen ihr die Ereignisse des Tages mit übergroßer Klarheit vor Augen. Es ist der 24. Juni 1945. Der Tag, an dem Stalin die Siegesparade abnimmt. Ja, die Parade heute zählt zu den Ereignissen, bei denen jeder Russe sich erinnern wird, wo er war, wie der 22. Juni 1941, der Tag, als die Nazis einmarschierten. Der Krieg ist vorbei, auf den Straßen wimmelt es von betrunkenen, singenden Menschen. Alle sind sicher, dass aus dem Krieg ein besseres, freundlicheres Russland hervorgehen wird. Aber das hängt von einem einzigen Mann ab, dessen Name kein vernünftiger Mensch in den Mund nimmt, außer um ehrfürchtige Lobeshymnen zu singen.

Serafima ist das alles egal. Sie denkt nur an die Liebe, obwohl ihr Geliebter ein Geheimnis ist, und das aus gutem Grund. Wenn Schulmädchen so ein Geheimnis hegen, weihen sie normalerweise ihre besten Freundinnen in jedes Detail ein. Aber das ist nicht Serafimas Art: Sie weiß aus der Erfahrung mit ihrer eigenen Familie, dass Gerede in dieser von Hexenjagd geprägten Zeit schlimme Folgen haben kann. Sie weiß außerdem, dass sie irgendwie anders ist, auch wenn sie nicht genau sagen kann, wieso. Vielleicht, weil sie im Schatten ihrer Mutter aufgewachsen ist. Vielleicht einfach bloß, weil sie so ist, wie sie ist. Sie ist überzeugt, dass niemand in der gesamten Menschheitsgeschichte je so eine Leidenschaft erlebt hat, wie sie sie erlebt.

Heute Morgen wurde sie vom Tschingderassabum der Militärkapellen geweckt, die auf der Straße ihre Glinka-Stücke übten,

vom Dröhnen der Panzermotoren, vom Geklapper der Kavalleriehufe auf Kopfsteinpflaster, und sie stand mit dem Gefühl auf, kaum geschlafen zu haben.

Ihr Vater, Konstantin Romaschkin, klopfte an die Tür ihres Zimmers. »Bist du schon wach? Freust du dich auf die Parade?«

Sie trat ans Fenster. »O nein, es regnet.«

»Es hört bestimmt auf, bevor die Parade anfängt.« Doch er täuschte sich. »Sollen wir deine Mutter wecken?«

Serafima ging über den Parkettboden des von einem Kronleuchter erhellten Flurs zum Elternschlafzimmer, vorbei an dem gerahmten Werbeplakat für den Film *Katjuscha*: eine rassige Frau in Armeuniform vor einem militärischen Hintergrund, in den Händen ein Maschinengewehr. Sie hatte pechschwarzes Haar und Waffenölschlieren auf den Wangen, wie die Kriegsbemalung eines Indianers. Dramatische Lettern priesen »SOPHIA ZEITLIN« – Serafimas Mutter – als Star des Films an und »KONSTANTIN ROMASCHKIN« – Serafimas Vater – als dessen Drehbuchautor. *Katjuscha* war der Lieblingsfilm der sowjetischen Soldaten aus der Feder von Stalins bestem Drehbuchschreiber. Serafima hatte den Verdacht, dass es ihrem Papa dank solcher Drehbücher gelungen war, ihre Mama für sich zu gewinnen – auf jeden Fall, sie zu behalten.

Das Schlafzimmer. Ein Haufen Seidenlaken. Da lag »Katjuscha« höchstselbst. Langes schwarzes Haar, ein nackter schöner Arm. Serafima roch den vertrauten Duft ihrer Mutter: eine Mischung aus französischem Parfüm, französischen Zigaretten, französischer Gesichtscreme.

»Mama, aufwachen!«

»Gott! Wie spät ist es? Ich muss heute gut aussehen – ich muss jeden Tag gut aussehen. Zünde mir eine Zigarette an, Serafimotschka.«

Sophia setzte sich auf; sie war nackt; ihre Brüste waren voll.

Aber irgendwie hatte sie bereits eine Zigarette in einem elfenbeinernen Halter stecken. Ihr Vater, nervös und penibel, tigerte auf und ab.

»Wir dürfen nicht zu spät kommen, Sophia!«

»Lass mich in Ruhe!«

»Du bist immer zu spät dran. Diesmal können wir uns keine Verspätung erlauben.«

»Wenn's dir nicht passt, lass dich scheiden!«

Endlich waren sie angezogen und ausgehertigt. Serafima öffnete die Wohnungstür genau in dem Moment, als die Türen aller anderen geräumigen, mit Parkettböden und hohen Decken ausgestatteten Wohnungen in dem wie eine rosa Hochzeitstorte anmutenden Granowski-Gebäude aufgingen: Auch die anderen Elite-Familien machten sich auf den Weg nach unten.

Im Treppenhaus vernahmten sie Kinderstimmen, die vor Aufregung zitterten; das Quietschen von gut gewichstem Leder, das Klacken von Stiefelabsätzen; das Klimpern von Orden, das Klirren von Pistolen an Gürteln mit sternbesetzten Schnallen. Als Erstes begrüßten ihre Eltern die arroganten Molotows – er im schwarzen Anzug wie ein bourgeois Bestatter, Kneifer auf der Nase, der Kopf so rund wie eine Kanonenkugel, seine streitgesichtige Frau Polina in Nerz gehüllt. Direkt vor ihnen lief Marschall Budjonni mit einem gewachsenen Schnauzbart so breit wie ein Fahrradlenker, dabei sang er ein Kosaken-Liedchen – betrunken? Um acht Uhr morgens? –, hinter ihm eine herausgeputzte hübsche neue Frau.

Auf dem ersten Treppenabsatz: General Herkules Satinow in seiner Paradeuniform, Hose mit roten Zierstreifen und scharlachrote Epauletten mit goldenen Sternen. Serafimas Mutter umarmte Herkules – ein Freund der Familie seit der Zeit vor der Revolution. Die Satinow-Kinder nickten Serafima komplizenhaft wie Schulverschwörer zu. »Was gibt's Neues?«, fragte George Satinow gespannt. Das fragte er immer. Serafima hatte sie gestern

Abend im Restaurant Aragwi getroffen, und heute Nachmittag würden sie machen, was sie immer machten. Sie würden das Spiel spielen.

»Kommunistische Grüße, Serafimotschka«, sagte Genosse Sati-now. Serafima nickte. Für sie war er eine frostige, leidenschaftslose Statue, ein typischer Vertreter der Obrigkeit. Granit und Eis – und Haaröl. Sie wusste, er würde gleich oben neben Stalin vor dem Lenin-Mausoleum stehen.

»Ich glaube, es hört bald auf zu regnen, extra für Genosse Stalin«, sagte Mariko, die sechsjährige Tochter der Satinows. Sie trug Zöpfe und hatte einen Plüschhund unter den Arm geklemmt.

»Wahrscheinlich«, sagte Tamara, Genosse Satinows Frau, lachend.

Draußen auf dem Parkplatz. Warmer Sommerregen. Die Luft schwanger von einem heraufziehenden Gewitter, den süßlichen Düften von Flieder und Apfelblüte. Serafima fürchtete, dass sich ihr Haar durch die feuchte Schwüle zu hellen Korkenzieherlocken kräuseln und ihr taubenblaues Kleid mit dem weißen Kragen an Form verlieren würde. Trotz all der Stöckelschuhe, Glockenhüte und den rot beschirmten Mützen der Männer drang ihr bereits der schale Geruch von Schweiß und durchnässtem Satin in die Nase.

Uniformierte Leibwächter warteten unter geöffneten Regenschirmen. Die gepanzerten Limousinen mit Scheinwerfern so groß wie Planeten, Rundungen wie Revuemädchen, brausten nacheinander los, um sie das kurze Stück zum Großen Kremlpalast zu befördern. Ein Verkehrsstau wand sich fast zweimal um dessen rote Mauern.

»Wieso fahren wir mit dem Auto?«, fragte Serafimas Vater. »Es sind doch bloß hundert Meter.«

»Versuch du doch mal, in solchen Stöckelschuhen zu gehen! Du hast wirklich keine Ahnung von Frauen, Konstantin!«

Serafima dachte an ihren Liebhaber. »Vermisse dich, liebe dich,

will dich«, flüsterte sie. Erging es ihm, irgendwo nicht weit weg, genauso wie ihr?

Der Wagen setzte sie vor dem Großen Kremlpalast ab. Die roten, zinnenbewehrten Festungsmauern, goldenen Zwiebelkuppeln, ockerfarbenen und weißen Paläste, das alles war Serafima so vertraut, dass sie es kaum noch wahrnahm.

Was sie sah, während sie durch den Kreml ging, war ihre ganze Welt. Sie kam neben dem Mausoleum, das einem Aztekentempel glich, wieder nach draußen. Mit seinem roten Marmor, fleckig wie die Haut einer alten Frau, wirkte es deutlich niedriger als auf der Kinoleinwand. Hinter Absperrungen und Wachleuten war für die bolschewikische Aristokratie eine Holztribüne errichtet worden. Serafima wusste, alles im Leben ihrer Gesellschaftsschicht war geheim, aber nichts war privat. Sie war ein »goldenes Kind«, und alle »goldenen Kinder« gingen auf dieselben Schulen, machten Ferien in denselben Urlaubsorten und heirateten untereinander, wenn sie erwachsen waren. Jeder kannte seinen Platz, und jedes Wort war mehrdeutig.

Ihre beste Freundin Minka Dorowa begrüßte sie mit einem Kuss. Sie hatte ihren zehnjährigen Bruder Senka dabei. Ihr Vater Genrich, ebenfalls in Uniform, schenkte Serafima ein mattes Lächeln und gab ihr eine feuchtkalte Hand. Er war die Autorität für das, was »bolschewikische Tugend« ausmachte beziehungsweise nicht ausmachte. Minka hatte ihr mal erzählt, dass ihr Vater ihr, als sie noch ganz klein war, ein Porträt von Stalin ins Bettchen gelegt hatte.

Ihre anderen Schulfreunde waren ebenfalls da sowie praktisch alle Kommissare, Marschälle, Polarforscher, Komponisten oder Schauspielerinnen, von denen sie je gehört hatte. Und deren Kinder, von denen die meisten mit ihr zusammen in die Schule 801 gingen. Ein General verbeugte sich vor jemandem. Serafima lugte um seine Epauletten herum und sah Swetlana, Stalins stämmige,

sommersprossige, rothaarige Tochter, die nicht viel älter war als sie. Neben ihr stand ihr Bruder, der die Uniform eines Luftwaffengenerals trug und einen Schluck aus einem Flachmann trank. Wasili Stalin lächelte Serafima schwach zu, und selbst als sie wegschaute, spürte sie seinen Blick auf sich.

Lange vor zehn Uhr hatten sie, ihre Eltern und deren Freunde auf der Tribüne neben dem Mausoleum ihre Plätze eingenommen. Die riesige Menschenmenge und die waffenstarrenden Regimenter verstummten schlagartig, während ein alter Mann in seiner Marschallsuniform o-beinig und mit Watschelgang die Stufen zum Mausoleum hochstieg, gefolgt von seinen Kampfgenossen: Molotow, Beria und, ja, Serafimas Nachbar Satinow. Obwohl Serafima ihnen so nah war, dass sie sehen konnte, wie der Regen Marschall Stalin vom Mützenschirm ins Gesicht tropfte und Satinow mit ihm plauderte, war ihr egal, was die beiden da wohl sagten. Die Parade hinterließ kaum einen Eindruck bei ihr. Sie träumte davon, ihren Liebhaber am Nachmittag wiederzusehen, ihn zu küssen. Sie wusste, dass er ganz in der Nähe war, und das löste eine sehnsüchtige Freude in ihr aus.

Die Parade war zu Ende. Es war Zeit für das Spiel. Serafima hatte sich von ihren Eltern losgeest und kämpfte sich durch das Gewimmel von tanzenden Soldaten und flanierenden Zivilisten zu der Großen Steinernen Brücke am Kreml, wo sie ihre Freunde treffen würde. Sie hielt nach ihnen Ausschau, und da waren sie. Einige waren schon kostümiert. Für manche von ihnen war das Spiel mehr als bloß ein Spiel; es war eine Obsession – realer als die Realität.

Der Regen hörte unvermittelt auf; die Luft war voller erstickender Pollen, und Serafima verlor ihre Freunde aus den Augen, als sie vom Gedränge ausgelassen feiernder Leute hin und her geschubst wurde. Der Geruch von Wodka und Blüten, der

donnernde Knall und die Rauchschwaden einer Kanonade, ein spontaner Chor von Hunderten Stimmen, die im Lärm der Salven dieser fünfzig Salutschüsse Kriegslieder sangen, das alles umfing und verwirrte sie. Dann kurz hintereinander zwei Pistolenschüsse, ganz in der Nähe.

Serafima wusste, dass ihren Freunden irgendetwas passiert war, noch ehe der von den Kremelmauern abprallende Klang verhallt war. Sie bahnte sich einen Weg durch das zurückweichende Menschengetümmel und lief dann in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren, stieß mit Leuten zusammen, rempelte sie beiseite. Sie sah Minka Dorowa, die ihren kleinen Bruder in die schützende Wärme ihrer Jacke zog und wie gebannt zu Boden starrte. Um sie herum bildete eine Schar ihrer Schulfreunde einen Halbkreis. Alle starrten nach unten auf irgendetwas; alle waren völlig reglos und stumm.

Minka hob eine Hand ans Gesicht. »Nicht hinsehen, Senka«, sagte sie zu ihrem Bruder. »Nicht hinsehen!«

Im ersten Moment ist Serafima wie gelähmt durch den unsäglichen Horror des Anblicks, der sich ihr darbietet. Das Mädchen liegt ihr am nächsten. Reglos, doch die ganze Brust, die von den Falten des Kostümgewandes bedeckt ist, glänzt vor hellrotem Blut, das wie ein Bach über einen Felsen strömt. Sie ist tot, das weiß Serafima, aber erst seit wenigen Sekunden, und ihr Blut breitet sich noch immer um sie aus, stockt, versickert, gerinnt vor Serafimas Augen. Doch ihr Blick verharrt nur eine Sekunde, huscht dann zu dem Jungen etwas weiter entfernt. Eine Hälfte seines Gesichts ist makellos, die andere jedoch, zertrümmert von der Kugel, die sich hineingebohrt hat, klafft schonungslos offen. Serafima sieht Schädelknochensplitter, Fetzen von rosa Fleisch und eine weiße Substanz, die wie feuchter frischer Teig schimmert. Ein Auge des Jungen liegt auf seiner Wange.

Sie sieht, wie er zuckt. »O Gott! Nein!«, schreit sie. »Seht doch – er lebt!« Sie stürzt zu ihm und kniet sich neben ihn, nimmt seine Hand, spürt das Blut feucht an den Knien, als es das Kleid durchtränkt; sie hat es zwischen den Fingern. Seine Brust ... sein Kostüm – das Halstuch und der samtene Gehrock – scheinen noch unbefleckt, weil sie burgunderrot sind, wie sie absurderweise bemerkt. Er keucht sehr schnell, stöhnt, und dann, was sie wohl nie vergessen wird, seufzt er – ein gedehntes und gurgelndes Seufzen. Ein Beben durchläuft seinen Körper, und dann ist seine Brust still. Er ist kein Junge mehr, kaum noch ein Mensch, nie mehr der Freund, den sie so gut kannte, und in seinem gegenwärtigen Zustand kommt es ihr unfassbar vor, dass er je existiert hat.

Minka übergibt sich. Irgendjemand schluchzt jetzt laut; ein anderer ist in Ohnmacht gefallen. Fremde Leute eilen herbei und ziehen sich genauso schnell wieder zurück, entsetzt. Und Serafima hört einen lauten und schrillen Schrei ganz in ihrer Nähe. Es ist ihr Schrei. Sie steht auf, weicht zurück, doch dabei tritt sie auf irgendetwas Spitzes wie ein Dorn, und als sie es aufhebt, hält sie zwei blutige Zähne in der Hand.

Ein paar Soldaten und ein Matrose sehen, was passiert ist, und nehmen die Schüler mit der groben Freundlichkeit von Bauern, die im Krieg gewesen sind, in die Arme. Sie ziehen sie ein Stück weg, schirmen sie ab. Einer von ihnen gibt Serafima einen Schluck aus seiner Wodkaflasche, sie greift noch einmal danach und trinkt einen Schluck nach dem anderen, bis ihr fast schlecht wird. Aber das Brennen im Magen beruhigt sie. Dann ist die Polizei – die Miliz – da. Rotgesichtige Männer, die eben noch getrunken und gesungen haben. Sie wirken müde und beschwipst, halten aber die Menge im Zaum und bringen Serafima weg von den Toten, von denen sie die Augen nicht losreißen kann.

Sie geht zu ihren Freunden, die sich aneinanderklammern. Aber Serafima ist blutbesudelt, und sie weichen zurück.

»O mein Gott, Serafima, du bist voller Blut! Überall!«

Serafima hebt die Hände, und sie sind rot verschmiert.

Silberne Funken wirbeln hinter ihren Augen, als sie noch einmal zu den Toten schaut und dann hinauf zu den rubinroten Sternen an den Turmspitzen des Kreml. Sie weiß, irgendwo im Kreml wird Stalin schon sehr bald erfahren, dass zwei Schüler von der Schule 801 eines gewaltsamen Todes gestorben sind – und die ruhelose, listige, grimmige Macht wird nach einem Sinn in diesen Todesfällen suchen, einem Sinn, der Stalins eigenen hohen und rätselhaften Zwecken dienen wird.

Während der rosa durchzogene Himmel dunkelt, hat sie eine fast unerträgliche Erkenntnis: Sie alle erleben gerade den letzten Abend ihrer Kindheit. Diese Schüsse werden ihrer aller Leben hinwegfegen und Geheimnisse zutage fördern, die sonst nie entdeckt worden wären – vor allem *ihre* Geheimnisse.